



Inhalt: Die Villeggiatur der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in der Weltausstellungssaison 1873. Von P. von Radics (mit Abbildung von Jul. Siemering). — Der Londoner Omnibuskutscher. Von G. Hugo. — Gedichte. Von Friedrich Bodenstedt. — Die Christnacht. Sage aus Armagnac. Von Ida von Düringsfeld. — Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Pfan (mit Abbildungen). — Vier Wochen auf Urlaub. Novelle von Eduard Malpène (mit Illustration von Erdmann Wagner). — Die Mode. Von Veronika von G. — Auflösung des Räthfels Seite 354. — Räthfel. — Correspondenz. — Notiz.

Die Villeggiatur der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in der Weltausstellungssaison 1873.

Von P. v. Radics.

Das großartige vom österreichischen Kaiserhause nach jeder Richtung hin mit echt majestätischem Glanze umgebene und in seiner Entwicklung und Vollen dung auf das kräftigste und nachhaltigste geförderte, ent zückend schöne und hoch lehrreiche Ereigniß der Wiener Weltausstel lung und die daran geknüpften hohen fürstlichen Besuche am Wie ner Hofe ließen es Oesterreichs Herrsche rin wünschenswerth er scheinen, die Sommerjason dieses Jahres in einer Villeggiatur der nächsten Umgebung der Residenz zu verbringen, die jedoch mit der größtmöglichen Nähe alle jene Vorzüge verbind en sollte, welche der pro nontirten Reigung Ihrer Majestät für echtes un gekünsteltes Landleben zu entsprechen geeignet wären. Was lag daher näher — figürlich oder wörtlich genommen — als daß die Wahl auf die Ge gend um den Semmering fiel, von dem aus die Verbindung mit Wien auf der trefflichen Süd bahn eine so rasche, wo der Athem der Gebirgswelt so frisch und so rein, und welche Gegend überdies bereits in früheren Jahren wiederholt von Ihrer Majestät der Kaiserin mit längerem oder kürze rem Verweilen ausgezeich net worden ist.

Wer nur einmal die unbeschreiblich reizende Tour über den vielbewun derten Riesenkunstbau des Semmering gemacht hat, erinnert sich wohl, dort, wo die Bahntrasse von Gloggnitz aus allmählig auf den gewaltigen Berg tolosz hinaufzusteigen be ginnt, über einen prach tvollen, ein herrliches Thal überspringenden kühge wölbten Viaduct hinweg gebraust zu sein, der die ersten einander gegenüber liegenden Berglehnen ver bindet. Schon von weitem ist der Bogengang sichtbar, da erschaut an der jensei tigen Bergwand, an der sich dann der Schienenstrang weiter hinaufschlingelt, Dein Auge plötzlich auf sanft ansteigendem Hügel mitten in saftig grüende Matten und tiefdunkles Nadelgehölz hineingestellt eine hellblinkende, heiter

in die Landschaft hinaussehende Villa, deren in schottischem Stile gehaltener Thurm mit der Terrasse zum Aufhissen der Hausflagge dem Bau von vorneherein den Charakter eines fürstlichen Wohnsitzes ausprägt.

Es ist die „Villa Warrens“ in Payerbach, die Du da vor Dir siehst, so benannt nach ihrem Erbauer, dem im

vorigen Jahre verstorbenen bekannten Publicisten Warrens, in diesem Jahr die Villeggiatur Ihrer Majestät der Kai serin Elisabeth.

Unser Zug hält gegenüber dieser Villa und noch vor dem genannten Viaducte in der „Station Payerbach“, und ich lade Dich, liebenswürdige Leserin, ein, hier mit mir den Wagen zu verlassen und einige Zeit im Bann kreise von Payerbach zu verweilen, um nicht nur den wunderbar schönen Som mersitz der gefeiertsten Frau Oesterreich-Ungarns, son dern zugleich auch alle jene romantischen und lieblichen Punkte der Umgebung ken nen zu lernen, nach denen die erste und vorzüglichste Patronesse unserer hochge rühmten Alpennatur, die erhabene Fürstin, meist als muthige Reiterin auf schmuckem stattlichem Rosse ihre Ausflüge zu machen liebt!

Treten wir, den Bahnhof verlassend, zunächst auf dessen geräumige Zufahrt scharf an den ziemlich jäh nach dem Thale abfallenden Rand derselben und blicken wir rings um uns, den nächsten Umkreis rasch zu erkunden.

Da liegt knapp unten in die grüende Mulde hin gestreut und Haus an Haus, Gehöfte an Gehöfte ge schmiegert der uralte Ort Payerbach, den das kry stallklare Wasser der Schwarza erfrischend durchzieht; mitten im Orte ragt auf kleinem Hügel die Pfarrkirche empor, ein go thischer Bau, der sich an einen massigen Thurm anlehnt, den ergrauten Blutz engen längstvergessener Kämpfe aus den Tagen des Mittelalters und später noch, als der „Türk“ sei nen „Sackmann“ von Un garn und Croatien herauf bis an die Thore Wiens gesendet.

Neben der Kirche auf dem Hügel oben steht traulich und lauschig hinter einem wohl gepflegten Vorgarten das Pfarrhaus; sein Bewohner, der katholische Pfarrer Herr Carl Schauta, ein Freund und Verehrer des vereinig ten Friß Gauer mann, ist in weiteren Kreisen als tüchtiger Thiermaler be kannt, der sich, ein wohlgeübter Schütze zugleich, die schönsten Vorlagen für seine Studien selbst „auf die Decke streckt“.

Hinter der Kirche und mit derselben in gleichem Niveau liegt zu Seiten des Viaductes an den Waldesaum wie hinge haucht die Villa des Hrn. Baron Fejer, k. k. Obersten a. D., ein superber Landsitz mit trefflich ge pflegten Parkanlagen.



Villa Payerbach.

Zeichnung von Jul. Siemering (nach einer Skizze des Ingenieur Ottokar Whloff).

Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.

XII.

Auf allen früheren Ausstellungen stand Frankreich an der Spitze der Möbelindustrie; auch in Wien hat es, neben Italien, seinen Rang behauptet, obschon es diesmal, sowohl was die Zahl der Einwendungen, als die Kostbarkeit der Arbeiten betrifft, hinter seinen früheren Leistungen zurückblieb. Die Ursache hiervon ist jedoch nicht in einem Rückgang der Fabrication, sondern in den politischen Ereignissen zu suchen, welche die Werkstätten desorganisirte und eine größere Production reich und sorgfältig geschmückter Möbel verhindert hatten, da solche künstlerische Sculpturen häufig von einer einzigen Hand ausgeführt werden und alsdann mehrerer Jahre zu ihrer Vollendung bedürfen.

Im Gegensatz zu den französischen Kunstwebern, hatten die Kunsttischler dieses Landes sich längst von dem in üblem Sinne modernen Geschmack willkürlicher Formlosigkeit befreit und zu den guten Mustern der Renaissance zurückgegriffen. Denn auch die Schreinerei war so wenig wie die übrige artistische Industrie dem Verfall entgangen, welchen Barockstil und Rococozeit über die Kunst gebracht hatten. Nach der Renaissanceperiode — von der wir bei Gelegenheit der italienischen Möbel gesprochen haben — begann der feine und elegante Baustil des sechszehnten Jahrhunderts allmählig in die schwerfälligeren Formen des Louisquatorze auszuarten und schließlich durch prunktätige Ausschweifung dem Zopfstil die Wege zu bahnen. Die Möbel verlieren nun ihren spezifischen Charakter wieder, verwandeln sich durch das Uebergreifen des architektonischen Elements zu kleinen Gebäuden und werden sogar plump und schwer. Der stoffliche Schmuck sucht mehr und mehr an die Stelle des artistischen Werthes zu treten; die in der Renaissance sparsam verwendeten Zierrathen und Einlagen von Metall, Stein, Perlmutter, Eisenbein und buntem Holz werden immer aufdringlicher und überziehen schließlich das ganze Schreinwerk. Der zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Paris lebende Möbelfabrikant Boule verbreitete jene koketten Fournirmöbel, die noch heute seinen Namen führen, über die ganze Welt. Als aber nach der Orgie des Königthums, der Tragödie der Revolution und der Heldenkomödie des Kaiserreichs die Welt des Luxus einer wachsenden Ernüchterung anheimgefallen, und das Geschwür des Louisquize sammt dem Gehängsel des Louisseize in der Langweile des kaiserlichen „Lederhosenstils“ untergegangen war, blieb schließlich von den gemalten Porcellanmedaillons, den vergoldeten Bronzetzerrathen und den eingelekten Ornamenten, womit Boule seine Möbel nicht ohne Geschmack ausgestattet hatte, Nichts übrig, als der Holzüberzug, das Fournir, welches nun die ganze Oberfläche des Schreinwerks mit einem dünnen Blatte polirten Holzes überzog.

Damit ist man fast wieder zur Rohheit des romanischen Geräths zurückgekehrt, dessen Schmuck in der Bemalung seiner Oberfläche bestand. Ja, eine solche hölzerne Cartonnagearbeit ist noch schlimmer, als das Bemalen, da sie jeder gelunden Profilierung, jeder plastischen Gliederung des Möbels widerstrebt, und dasselbe auf eine glatte, flache, unförmliche Kiste mit Abtheilungen zurückführt. Das Fourniren der Möbeloberfläche brachte in der Schreinerei eine ebenso große rückwärtliche Revolution hervor, als einst das Einrahmen des Brettes in der gothischen Periode eine fortschrittliche bewirkte; denn die neue Methode machte das künstlerische Schreinwerk geradezu unmöglich und ist höchstens zu kleinen Tablettarbeiten, wie Kästchen, Schatullen etc. verwendbar. Was daher beim Rococostil noch weit schlimmer ist, als die Ausbauchung seiner Kommoden und die Vorkleinigkeit seiner Tische, das ist seine Verfündigung am Gesetze der Construction. Diese versteckt sich nun wieder wie in der vorgothischen Zeit, zeigt weder Fugen noch Ansätze, wodurch das Möbel aussieht wie aus einem Stücke geschnitten oder aus Metall gegossen und den Charakter des Holzgeräths verliert. Aber zu gleicher Zeit wird auch die Festigkeit und Dauerhaftigkeit desselben beeinträchtigt; denn da das Holz nie aufhört zu arbeiten, und die Fugen der Zusammensetzung die Formen des Aufbaues mit den durchschneiden, so entstehen bald lockere Spalten, welche den Eindruck von Alter und Gebrechlichkeit hervorbringen. Ein rationell, nach dem gothischen Princip, konstruirtes Möbel dagegen, welchem Fugen und Ansätze zugleich als Zeichnung und Profilierung dienen, hat vom Weichen des Holzes keinen Schaden zu leiden.

Nur in einem Punkte hat das achtzehnte Jahrhundert etwas geleistet, im Stilmöbel. In der romanischen Zeit wurden Stühle und Bänke höchstens mit Teppichen belegt, später mit einem beweglichen Kissen, und

erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts kamen gepolsterte Sitze zum Vorschein, auf welchen das Kissen befestigt und der Stoff angenagelt ist. Doch waren die Polsterstühle jener Zeit immer noch ziemlich hart und steif; erst die Zopfzeit entschloß sich, das Polster nicht mehr als Auflage und Anhängsel, sondern als den eigentlichen Zweck und Ausgangspunkt von Sessel und Sopha zu behandeln. Ein Gerath muß vor Allem bequem und rationell gebaut sein, dann verleiht ihm die augenscheinlich gewordene Zweckmäßigkeit zugleich ein Gepräge logischen Einklangs, das es nie häßlich erscheinen läßt. So machen auch die geschwungenen Formen des Rococostiles keinen störenden Eindruck, weil sie hier nicht willkürlich gewählt, sondern den Wellen des Polsters angepaßt und den Rundungen des Körpers, der darauf ruhen soll, entsprechend sind.

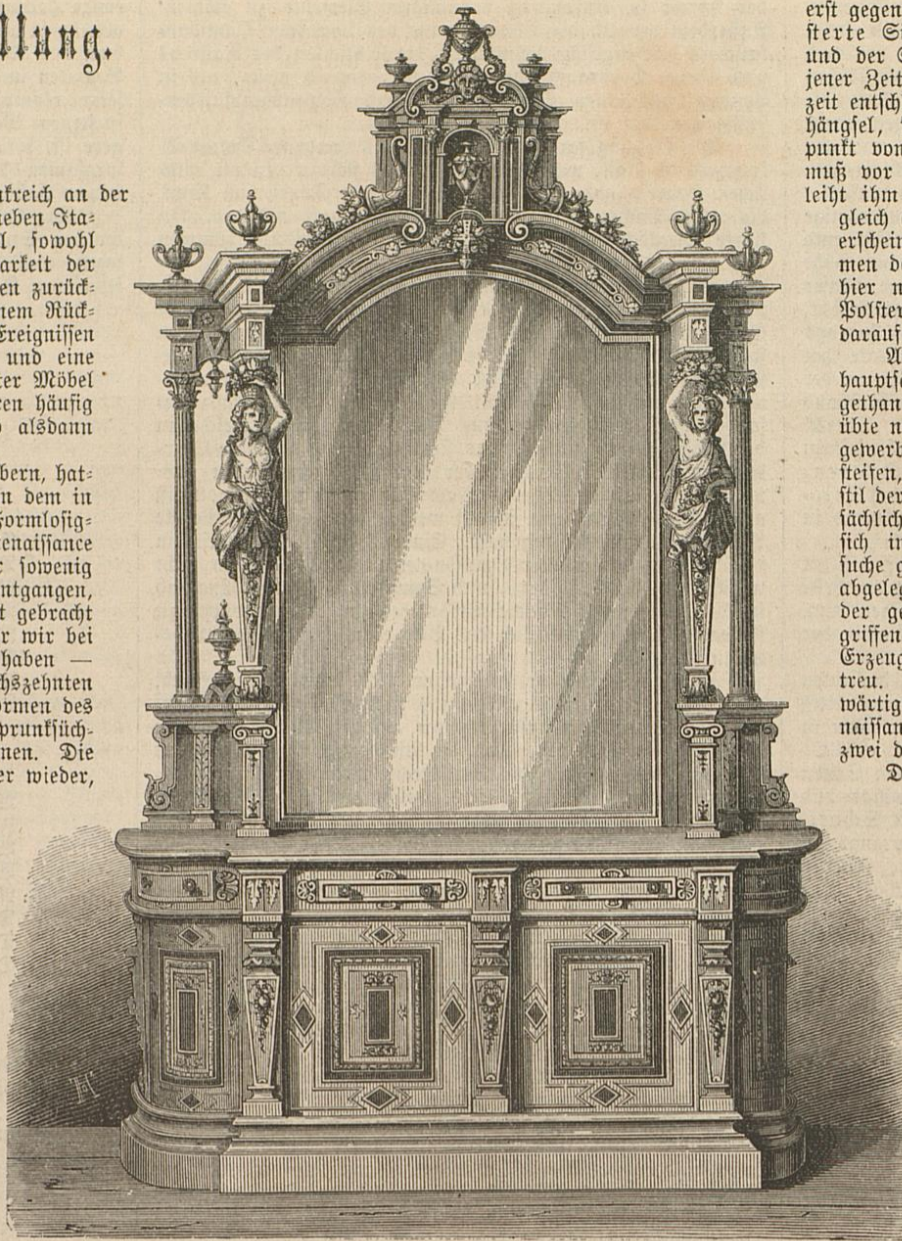
Auf den früheren Ausstellungen hatte sich Frankreich hauptsächlich durch seine Möbel im Renaissancestil hervorgethan. Aber das Alles demoralisirende zweite Kaiserreich übte natürlich seinen verderblichen Einfluß auch aufs Kunstgewerbe, und so wurde in der Möbelindustrie, neben dem steifen, steinernen Neogrec, eine Zeit lang der Louisseizestil der vorherrschende. Diesen Rückgang hatte man hauptsächlich einer Liebhaberei der Kaiserin zu verdanken, die sich in der Atmosphäre von Trianon und in dem Besuche gefiel, die zweifelhafte Figur einer Eugenie mit der abgelegten Garderobe Marie-Antoinette's aufzustufen. Aber der gebildete Geschmack, nachdem er einmal Platz gegriffen, war nicht so leicht auszurotten, und die höheren Erzeugnisse der Möbelkunst blieben den guten Vorbildern treu. Auch von den französischen Ebenisierern der gegenwärtigen Ausstellung gehören die vorzüglichsten dem Renaissancestil an. Wir bringen in der heutigen Nummer zwei der schönsten Arbeiten aus dieser Gruppe.

Das Buffet (Abb. 1), von Gueret Frères in Paris, ist ein vortreffliches Muster, wie im Möbel das architektonische Element auf die bescheideneren Formen des Schreinwerks zurückgeführt werden muß. Bestimmt als Servir- und Abstellisch zu dienen und die Wand zu zieren, ohne viel Raum einzunehmen, hat es die Säule zu leichten Pilastern, die bauliche Gliederung zu Rahmen und Füllungen verläßt, welche sich an die Wand anschmiegen, ohne deshalb einer abwechselnden Gruppirung zu ermangeln. Aus unpolirtem Nußbaum, einfach, kräftig, aber von hübscher Zeichnung und Schnitzung, verbindet es, als Hiebe eines Stimmers, den Charakter des Gebrauchsmöbels mit den Anforderungen künstlerischen Schmuckes in glücklichem Maße.

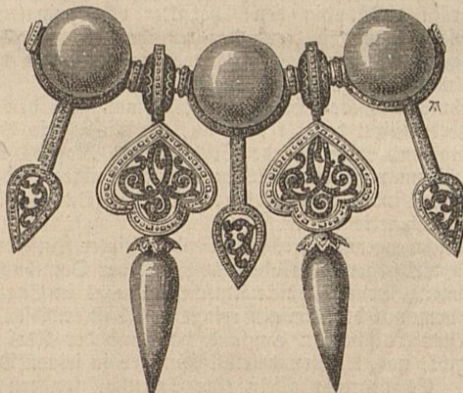
Reicher und koketter ist der Buffet-schrank mit Spiegel (Abb. 2), von Mazaroz und Ribailier in Paris. Die zu beiden Seiten freistehenden feinen Säulchen mit Arkaturen sind schlanke aufgebaut und retten sich durch große Zierlichkeit vor einer allzu architektonischen Wirkung. Die an sich eleganten Caryatiden erscheinen dagegen etwas aufgestellt; der Aushlag, auf dem sie ruhen, müßte sich die ganze Hinterwand entlang fortsetzen, um ihnen eine geeignete Basis zu geben, was freilich den Spiegel beeinträchtigen würde. Das Buffet ist von unpolirtem Nußbaum, mit Vierecken, Rauten und Punkten in schwarzem Holze, und mit Ornamenten und Linien in hellem Holze eingelegt.

Wir lassen den Möbeln noch einige Schmuckarbeiten folgen, woran die französische Abtheilung sehr reich ist. Dieselben sind von Otterbourg und Comp. in Paris, dessen Ausstellung sich durch große Mannigfaltigkeit, wie durch vortreffliche Arbeit auszeichnet, und bestehen aus einem Bracelet mit Figuren, dem Stück eines Colliers in antikem, und dem Vordertheil eines Diadems in persischem Stil. Letzteres, in verkleinertem Maßstab abgebildet, ist grün, blau und roth emailirt. Das Halsband (Abb. 3) erfreut durch seine außerordentlich zierliche Arbeit. Die Spitzen und Perlen bestehen aus Korallen, und die Zwischenglieder aus feinen grünemailirten Goldverzierungen, welche von schmalen, reich mit kleinen Diamanten besetzten Bändern umfaßt sind. Der Grund des Armsbands (Abb. 4) ist mattes Gold mit zart tracirten Arabesken. Die Ranken und Blätter bestehen aus farbigem Gold; die Amoretten sind fleischfarben emailirt, mit Flügeln und Haaren von Gold; das Ganze schließt ein glatter Reif ab, auf welchem eine feine Perlenschnur angebracht ist. Das Armsband vereinigt alle Arten künstlicher Goldarbeit in seinem kleinen Rahmen.*

* Anmerkung der Red. Es war ursprünglich unsere Absicht, die Reihe der Weltausstellungsbriefe mit diesem Jahrgang zu schließen; unterdessen sind uns von unseren Lesern so zahlreiche Zeichen des Beifalles für diese ebenso unterrichtenden als anregenden illustrierten Artikel kundgegeben worden, daß wir auch 1874 noch einige Wiener Weltausstellungsbriefe veröffentlicht werden, und zwar solche, welche für Frauen besonders wichtige Thematia behandeln und am Beispiel erläutern.



2. Buffetschrank mit Spiegel von Mazaroz und Ribailier in Paris.



3. Collier in antikem Stil von Otterbourg u. Co. in Paris.



4. Bracelet mit Figuren von Otterbourg u. Co. in Paris.



5. Diadem in persischem Stil von Otterbourg u. Co. in Paris.



1. Buffet von Gueret Frères in Paris.

Vier Wochen auf Urlaub.

Novellette von Eduard Malpene (mit Illustration von Erdmann Wagner).

I.

„So! — Nun kennt Sie meine Ansichten über diesen Punkt, Jungfer Nichte, und wenn wir gut Freund sein sollen während der Wochen Ihres Hierseins, so erwähnt Sie der Geschichte niemals wieder und nennt den Namen Ihres Bruders, des undankbaren Patrons, gar nicht in meinen vier Wänden — hat Sie mich begriffen, Jungfer Nichte?“

Das junge Mädchen, dem diese Worte galten, neigte wie in demüthsvoller Zustimmung das reizende Köpfchen, aber um den frischen Mund zuckte es dabei halb wie Trotz, halb wie Spott.

„Ich hab' es gehört, Herr Onkel, und werde mich bemühen zu gehorchen,“ sagte sie, zu ehrerbietigstem Ton sich zwingend, „sollte es mir aber doch passieren, daß ich von dem undankbaren Patron, von meinem armen Bruder Emil, einmal sprechen sollte, so bitte ich es meiner Unerschrockenheit zu Gute zu halten, die noch nicht begriffen hat, warum Emil zum Verbrechen gerechnet werden soll, was der Sohn des hochangesehenen Präsidenten von Coceji unter Beistimmung seines berühmten Königs thun durfte.“

Der alte Herr sah bitterböse von seinem Teller auf, legte Messer und Gabel nieder und stützte beide Hände auf die Kniee.

„Das soll Sie hören, Jungfer Nichte,“ sagte er darauf ingrimmig, „und dann merke Sie sich! Der Herr Präsident von Coceji war ein gar vornehmer Herr, der den richterlichen Purpurmantel und den großen Wappenschild seines Hauses über die Tünnlerin, die Barberini decken konnte, die der Herr Sohn ihm als unliebsame Schwiegertochter zugeführt hatte — das Alles kann ich nicht! Ich bin nur der alte Amtshauptmann Christian Schmidt, der nun fast fünfzig Jahr hier auf dem Schlosse seines gnädigen Herrn Fürsten lebt, den jedes Kind in der Stadt unten kennt, und den jeder Bürger respectirt — das würde aber anhören, wenn so leichtfertiges Gesindel in meine Familie käme. Nein, ich will geachtet unter ihnen leben und sterben, wie es mein Vater und Großvater vor mir thaten — und die Sängerin kommt nicht als zukünftige Frau Amtshauptmannin hierher, so lange es der alte Christian Schmidt verhindern kann! Und nun noch einmal, Jungfer Nichte, entweder läßt Ihr Bruder seine Liebste fahren oder seinen alten Onkel und die Amtshauptmannschaft dazu, auf die er, durch meine unterthänigste Bitte, von Sr. Durchlaucht die Anwartschaft erhalten hat.“

Hiermit nahm der alte Herr Messer und Gabel wieder zur Hand und stach grimmig auf die Reihbühner ein, die Barbara, die alte Köchin, soeben zart gebräunt auf die Abendtafel gesetzt hatte, während die „Jungfer Nichte“ in gedankenlosem Thun die geschmorten Birnen auf ihrem Teller in winzig kleine Stücklein schnitt.

Es herrschte jetzt tiefes Schweigen an der kleinen Tafel; auf der Stirn des alten Amtshauptmanns lag eine dichtere Wolke, als sie je die schwersten Amtssorgen hervorerufen, und in die weiße Stirn des jungen Mädchens hatte die letzte halbe Stunde eine leichte Falte gezeichnet. Plötzlich zuckte es um die frischen Lippen, die die Stirn glättete sich und in den schönen, dunklen Augen glühte ein heller Strahl auf.

Sie erhob das bisher gesenkte Haupt und blickte prüfend hinüber in das Antlitz des gestrengen Amtshauptmanns.

„Ich bitte den Herrn Onkel demüthigt um Verzeihung,“ begann sie endlich mit einem Ausdruck kindlicher Schüchternheit, der ihrem Gesichtchen allerliebste stand, „daß ich so thöricht vorhin gesprochen; jetzt würdige ich vollkommen die Ansichten, die dem Herrn Onkel maßgebend sind und es fortan auch mir sein sollen und ich werde meinen guten Willen beweisen, in-

dem ich all meinen schwesterlichen Einfluß aufbieten will, Emil zum Rücktritt zu bewegen. Gelingt es mir nicht, so bitte ich nur den Herrn Onkel, es mir nicht zur Last legen zu wollen.“

Der alte Herr blickte verwundert auf. Eine so schnelle Befehrsung schien selbst seinem ahnungslosen Gemüth verdächtig; aber das junge Mädchen sah so rührend kindlich und unschuldsvoll zu ihm herüber, hielt die feinen Händchen in so demüthiger Bitte vor der Brust gefaltet, daß er nicht an der Wahrheit ihrer Worte zweifeln konnte; der Rest seines Bornes schwand und er nickte wohlwollend mit dem gepuderten Haupte.

„Recht so, Jungfer Nichte,“ sagte er freundlich, „versuche Sie Ihr Heil! Weiberworte und Weiberthänen sollen ja Manches durchsetzen, was dem Manne nicht gelingt — Gott Lob, daß ich das nicht aus eigener Erfahrung sagen kann, denn

deckt und den Armeleuchter wieder darauf gesetzt, während der Amtshauptmann an das andere Ende des Zimmers ging, sein Abendpfeifchen dort von dem Wandtischchen zu nehmen.

„Alle Wetter, der Schlingel, der Johann,“ polterte er plötzlich los, „hat er meine Pfeifen nicht gestopft — soll ihn doch gleich ...“

„Ei, Herr Onkel,“ sagte das junge Mädchen lachend, indem sie schnellen Schrittes zu ihm an das Tischchen trat, „wenns weiter Nichts ist — da kann ich helfen. Geben Sie nur her, Sie sollen sehen, wie gut ich verstehe; hab' ich doch des seligen Vaters Pfeifen jahrelang besorgt.“

„So?“ sagte der alte Herr zweifelnd; aber er ließ es sich gefallen, daß sie ihm die Pfeife aus der Hand nahm, den schön bemalten Porzellankasten öffnete und daraus den großen

Maserkopf mit dem duftenden virginischen Kraut füllte. Die weißen Fingergchen bewegten sich dabei so zierlich und kunstgerecht, daß der alte Herr Nichts zu erinnern wußte, sondern schweigend und ganz behaglich zuschaute.

Als sie ihm dann die Pfeife mit einem anmuthigen Knig überreichte, einen Fidibus aus dem blauen Glase zog und ihn angezündet auf den Pfeifentopf hielt, ganz in der Art, wie er es von seinem alten Johann gewohnt war, da hatte sie den ersten Fuß breit Laudes in seiner Gunst erobert, und er gestand sich im Stillen, daß es wirklich auch vernünftige Geschöpfe unter diesem Frauenvolk geben könne — eine Annahme, die er bis zu dieser Stunde entschieden verneint hatte.

„Will der Herr Onkel mir gütigst sagen, womit ich ihn bis zur Schlafenszeit unterhalten darf?“ fragte das junge Mädchen, „soll ich vielleicht die Zeitungen vorlesen, die dort liegen?“

„Nein,“ entgegnete der Amtshauptmann, „die sind für den Frühstückstisch. Emil hat — Pöstaufend, ich will den Namen ja nicht mehr nennen — wenn Sie mir die Zeitungen Morgens beim Kaffee vorlesen will, Jungfer Nichte, wird mirs angenehm sein. Abends habe ich mit dem Emil — Donnerwetter schon wieder — mit dem Schlingel Schach gespielt; aber das kann Sie ja nicht, denn beim Schachspielen muß man denken und das pflegt nicht die Liebhaberei der Frauenzimmer zu sein.“

„Ach!“ sagte das junge Mädchen, den Kopf leise wiegend und die Hände wie in halber Betrübnis faltend; aber in ihren schönen Augen zuckte ein Strahl, der jedem Andern als dem alten Herrn so deutlich wie Worte gesagt hätte: „Nimm Dich nur in Acht, daß Du nicht zu Deinem eigenen Schaden das Gegentheil erfährst!“

„Mein Vater hat mich das Schachspiel gelehrt,“ sagte sie dann, „freilich so gut wie der ... der Schlingel werd' ichs wohl nicht können, aber da der Herr Onkel Augenblicks keinen andern Widerpart hat, nimmt er vielleicht mit mir vorlieb!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie zu dem Spieltisch zwischen den beiden Fenstern, nahm das dort stehende, kunstvoll gearbeitete Schachbrett fort und setzte es auf den Tisch vor den alten Herrn nieder; mit starker Hand ordnete sie dann die Figuren und das Spiel begann.

Einem Frauenzimmer gegenüber sorgsam spielen — das wäre unter der Würde eines so tüchtigen Schachspielers gewesen, als welchen der alte Herr sich fühlte; darum ließ er achlos seine Bauern hervorrücken und den Läufer heraustreten; aber schon nach wenigen Zügen seiner Gegnerin wurde er eines Andern belehrt.

„Alle Wetter!“ brummte er verdrießlich, als seine Königin fiel; dicht und stoßweise blies er den Dampf aus der Pfeife und bemühte sich nun durch verdoppelte Aufmerksamkeit den Verlust wieder einzubringen — aber Alles umsonst! Als die Schloßuhr in heiseren Schlägen die Stunde der Ruhe verkündete, konnte sich der alte Herr der unangenehmen Wahrnehmung nicht verschließen, daß ein Frauenzimmer ihn, den angesehenen Schachspieler, matt gemacht habe.

„Ei, ei, Jungfer Nichte,“ sagte er anerkennend, „Ei-



Erdmann Wagner

Vier Wochen auf Urlaub.

Originalzeichnung von Erdmann Wagner.

ich habe mir das Frauenvolk stets fern gehalten — darum hat es mir auch nie Etwas anhaben können!“

Ein Blitz des Spottes flog über das schöne Mädchenantlitz, aber er kam und schwand so schnell, daß er den alten Augen des Amtshauptmanns völlig entging.

„Dann muß ich mirs ja zu doppelt hoher Ehre anrechnen, daß der Herr Onkel meinen Besuch nicht zurückgewiesen und mich vier lange Wochen um sich dulden will!“ sagte sie mit weichester Stimme.

„Nun,“ entgegnete der Amtshauptmann gutmüthig, „die Jungfer Nichte kam ja heut Morgen an, wie aus der Pistole geschossen, da konnte ich sie doch nicht stehenden Fußes wieder fortschicken.“

Das junge Mädchen stand auf und trat zu dem alten Herrn, seine Hand mit so dankbarem Ausdruck an ihre Lippen ziehend, als enthielt dies magere Zugeständniß seiner Gastfreundschaft die höchste verwandtschaftliche Gunstbezeugung. — Die alte Barbara hatte die Tafel abgeräumt, die grüne Tuchdecke mit den dicken Quasten wieder über den Tisch ge-

den beiden Fenstern, nahm das dort stehende, kunstvoll gearbeitete Schachbrett fort und setzte es auf den Tisch vor den alten Herrn nieder; mit starker Hand ordnete sie dann die Figuren und das Spiel begann.

Einem Frauenzimmer gegenüber sorgsam spielen — das wäre unter der Würde eines so tüchtigen Schachspielers gewesen, als welchen der alte Herr sich fühlte; darum ließ er achlos seine Bauern hervorrücken und den Läufer heraustreten; aber schon nach wenigen Zügen seiner Gegnerin wurde er eines Andern belehrt.

„Alle Wetter!“ brummte er verdrießlich, als seine Königin fiel; dicht und stoßweise blies er den Dampf aus der Pfeife und bemühte sich nun durch verdoppelte Aufmerksamkeit den Verlust wieder einzubringen — aber Alles umsonst! Als die Schloßuhr in heiseren Schlägen die Stunde der Ruhe verkündete, konnte sich der alte Herr der unangenehmen Wahrnehmung nicht verschließen, daß ein Frauenzimmer ihn, den angesehenen Schachspieler, matt gemacht habe.

„Ei, ei, Jungfer Nichte,“ sagte er anerkennend, „Ei-

